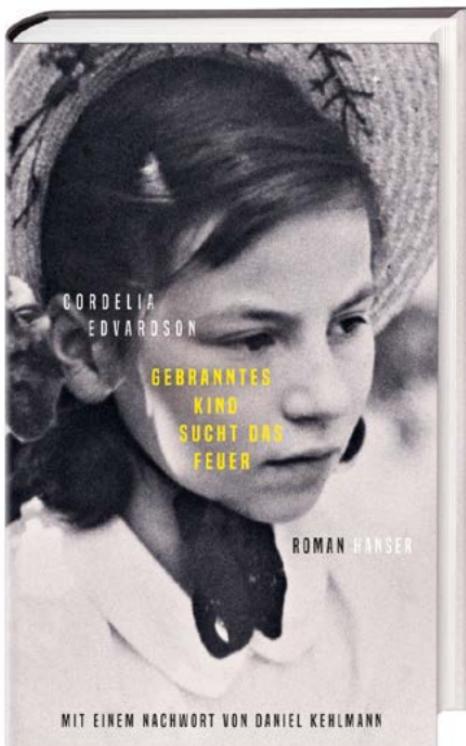


Leseprobe aus:  
Cordelia Edvardson  
Gebranntes Kind sucht das Feuer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





**CORDELIA  
EDVARDSON**

**GEBRANNTES  
KIND  
SUCHT DAS  
FEUER**

Roman

Aus dem Schwedischen von  
Ursel Allenstein

Mit einem Nachwort von  
Daniel Kehlmann

Hanser

Die schwedische Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel  
*Bränt barn söker sig till elden* bei Bromberg in Stockholm.

Die vorliegende Übersetzung wurde durch einen Zuschuss  
des Swedish Arts Council gefördert.

Das Motto auf S. 7 stammt aus Lars Gyllensten,  
*Huvudskallebok*, Bonnier 1981, die Zitate auf S. 22 und S. 34  
aus Elisabeth Langgässers Gedichten »Orpheus mit der Rose« und  
»Schneckenhaus und Rose«, zitiert nach Elisabeth Langgässer,  
*Gesammelte Gedichte*, Claassen 1959, der Brief auf S. 77 aus  
Elisabeth Langgässer, *Briefe 1924–1950*, Hg. Elisabeth Hoffmann,  
Claassen 1990, Bd. 1.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27756-4  
© 1984, Cordelia Edvardson  
Alle Rechte der deutschen Ausgabe  
© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlag: zero-media.net, München  
Motiv: © Privatbesitz  
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany



Für meine Mütter

Elisabeth Langgässer  
*Berlin*

Stefi Pedersen  
*Stockholm*

Sylvia Krown  
*Jerusalem*

und für meine Kinder



# **TEIL I**

Die Vergangenheit ist  
unserer Barmherzigkeit ausgeliefert.

**LARS GYLLENSTEN**



**1** Das Mädchen hatte schon immer gewusst, dass etwas mit ihm nicht stimmte.

Sie war nicht wie andere. Mit ihr war ein Geheimnis verknüpft, ein sündiges, schamvolles, dunkles Geheimnis. Es war nicht ihre eigene Sünde und Scham; sie war hineingeboren worden, auserwählt für das, weshalb sie ausgesondert, ausgegrenzt und ausgeschlossen wurde.

Und darin fand sie ihren Stolz, um nicht zu sagen Hochmut. Wer ausgesondert, ausgegrenzt und ausgeschlossen wurde, der war auch auserwählt! Auserwählt – wozu? Sicher nicht, um eine goldglitzernde, edelsteinbesetzte Prinzessinnenkrone zu tragen. Prinzessinnen waren lieb, zart und blond, mit blauen Augen. Das Mädchen wusste, dass es das Gegenbild einer Prinzessin war; ein dunkles, pummeliges, böses und bockiges kleines Kind, das mitnichten in einem verzauberten Garten lebte, sondern in einer dunklen Wohnung in Berlin-Siemensstadt. Oh, diese frühe Dunkelheit!

Und doch, trotztröstete sich das Mädchen, trug es auch eine Art Krone, eine Krone des Leids, eine Dornenkrone, wie sie jenen verliehen wurde, die »hinabgestiegen in das Reich des Todes«. Denn das war ihr Auftrag, ihre Berufung. Und wie so oft bei einer echten Berufung kam diese früh, sehr früh. Und das Mädchen hörte, sah und gehorchte. Die Kraft und die Herrlichkeit hatten zu ihm gesprochen.

Als das Mädchen noch ein hilfloser Säugling mit nachdenklichen, traurigen braunen Augen war, ein Erbe des jüdischen Vaters, legte die Mutter oft ihren Kopf an die Brust des Kindes im Strickpullover, um bei ihm Trost und Hilfe zu finden. »Strickbrüstchen«, hieß das Ritual. Die Mutter, allein, gequält und von Erscheinungen gepeinigt, las dem Kind ein paar Verse vor, ein kleines Lied über die eisigen Winde der kalten, dunklen Welt dort draußen, über das Vöglein, das tief ins Nest geduckt unter den Flügeln der Mutter Schutz sucht, und über das Kind, das warm im Arm der Mutter ruht. Die Mutter an der Brust des Kindes, denn das schuldlose, unschuldige Kind ist die Zuflucht der Mutter, ihre Rettung und ihr Opferlamm. Wer stillte wen? Wer entsandte Proserpina, Blumen zu pflücken, die ihre Lebenskraft aus dem Humus des Totenreichs sogen? Der erste Roman der Mutter hieß genau so, *Proserpina*, die Tochter las ihn nie, das war nicht nötig. Die Botschaft war schon früher angekommen, viel früher.

Ihre eigenen Mythen nährten die Mutter und durch die nie durchtrennte Nabelschnur auch die Tochter. Proserpina und das Jesuskind. Die kleine, pausbäckige Wachspuppe als Herr und Erlöser der Welt, dieser schwindelerregende Mythos vom vernichtenden Sieg der Schwachen und Wehrlosen über Bösartigkeit, Verrat, Scham und Sünde – wollte die Mutter diesen Mythos in ihrer Tochter wiedererschaffen und bekräftigen?

**2** Wie sehr sie sich danach sehnen konnte, dazugehören! Schon damals in Berlin-Siemensstadt, in der Wohnung mit dem langen, finsternen Flur, dem sicheren Gefängnis des Mädchens. Hier wartete sie mit der Mutter, der Großmutter und dem Onkel. Warten worauf? »Auf das, dem du nicht entkommen kannst«, hätte die Wahrsagerin geantwortet. Warten auf den, der kommen und das Mädchen dorthin führen würde, »wo du nicht hinwillst«. Währenddessen sitzt sie in dem dunklen Flur und kurbelt an einer kleinen Spieldose, dann verstummt die Musik, sie kurbelt fester, wird wütend und kurbelt noch fester, und plötzlich kracht es. Erschrocken versteht das Mädchen, dass die Spieldose kaputt ist, sie hat sie zerstört. Wahrscheinlich macht sie auch in die Hose, wie so oft. Die Großmutter fegt heran und schimpft. Böses Balg! Die Spieldose sollte ein Geschenk für ein anderes Kind sein, und jetzt hat das Mädchen sie kaputtgemacht! Hatte sie das gewusst und die Dose deshalb kaputtgemacht? Aber sie hatte es nicht gewollt, nicht absichtlich getan. Oder?

Das wird ihre erste bewusste Erinnerung.

Die Mutter und die Großmutter veranstalten ein tägliches Tauziehen um das Mädchen; wie man es richtig erzieht und behandelt. Der Onkel hält sich wohlweislich aus dem Zweikampf dieser beiden willensstarken Frauen heraus. Schon als Kind hatte er verstanden, dass es so für ihn am besten war. Früh vaterlos, war er in die Frauenwelt der Mutter, der Schwester und verschiedener »Haustöchter« hineingesetzt worden und hatte sich ohne Proteste angepasst.

Haustöchter waren junge Frauen, die wohl eigens zum Nutzen von vornehmen, aber weniger betuchten Familien erfunden worden waren. Gegen ein kleines Taschengeld gin-

gen sie der Dame des Hauses zur Hand und sollten dabei lernen, einen feineren Haushalt zu führen. Wie die angeschlagene Familie des Mädchens als »vornehm« gelten konnte, schien allerdings nur schwer nachvollziehbar. Zwar war der Großvater mütterlicherseits »Baurat« gewesen, doch davon gab es offenbar etliche, und außerdem war er schon lange tot. Zuvor war es ihm aber noch gelungen, zufriedenstellend seinen wesentlichen Auftrag zu erfüllen: die verlorene Ehre (und Unschuld?) der Großmutter wiederherzustellen. Als junge Frau aus gutbürgerlicher katholischer Familie war sie schwanger geworden. Wie die Familienchronik zu berichten weiß, hatte der junge Kindsvater sie zwar heiraten wollen, war jedoch nicht für standesgemäß befunden worden. So musste die Großmutter ihren ersten Sohn heimlich zur Welt bringen und zur Adoption freigeben. Der Herr Baurat muss später ein Geschenk des Himmels gewesen sein und mehr, als man zu hoffen gewagt hatte. Unter diesen Umständen konnte man, gezwungenermaßen, über die Tatsache hinwegsehen, dass er Jude war, und natürlich konvertierte er vor der Hochzeit. Als der Großvater relativ früh von der Erde schied, hatte er der Großmutter neben zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter, auch einen Platz im Hort der bürgerlichen Anständigkeit geschenkt.

Das Glück währte leider nicht lange. Die Tochter trat in die Fußstapfen der Mutter und wurde mit neunundzwanzig Jahren als unverheiratete Lehrerin schwanger, obendrein von einem verheirateten Mann und Vater dreier Kinder. Die Frauen in dieser Familie besaßen anscheinend alle kein Talent für den unbeschwert Leichtsinn.

Das Kind, ein Mädchen, wurde damals weder abgetrie-

ben noch abgegeben, obwohl es Möglichkeiten dafür gegeben hätte. Die Großmutter und die Mutter beschlossen, der Welt zu trotzen, der Welt der Männer, sahen jedoch ein, dass dies in der Großstadt Berlin leichter sein würde als in der rheinischen Kleinstadt, in der sie bis dahin gelebt hatten. Der Onkel, der die Familie hauptsächlich versorgte, war im Umzug inbegriffen.

Indem man flieht oder umzieht, entkommt man jedoch weder dem Schandpfahl im Fleisch (wie die Großmutter) noch dem Hades, in den man sich von Pans verführerischen Flötentönen locken ließ, jedenfalls nicht ehe sich irgendein Orpheus offenbart (wie im Falle der Mutter). Während sich die Großmutter grummelnd im eisigen Wind der gekränkten und geschändeten Bürgerlichkeit vorankämpfte, wurde die Mutter zur Schöpferin und zum Opfer der Mythen. Viele Mythen, viele Bilder; vom Gott, der seine eigenen Kinder frisst, bis hin zum Gott am Kreuz.

Das Mädchen lebte und litt im Schnitt- und Brennpunkt dieser Welten. Die Visionen der Mutter nährten die Seele und die Sinne des Kindes, während sich die Großmutter seines Körpers annahm, ihn überfütterte und in hässliche Kleider und kratzende Wollstrümpfe mit Leibchen steckte – und heimlich die voll gepinkelten Schlüpfer wusch. War das Mädchen krank, wurde sein Nachttisch von den Süßigkeiten der Großmutter überschwemmt, das Kind war ein ausgeprägtes Leckermaul, und wenn die Mutter abends nach Hause kam, schimpfte sie die Großmutter aus, warf das Naschzeug weg und gab ihrer Tochter stattdessen eine Pflaume, eine einzelne Rose. Die Vierjährige trauerte den Süßigkeiten nach, wusste aber, dass es die Rose war, die sie sich wünschen und herbei-

sehnen und lieben sollte – auch wenn sie stach. So lernte das Mädchen, sich sowohl die trotzigen Siege der Großmutter über einen widerspenstigen Alltag – »Iss noch was, Kind!« – als auch die Verdeutlichung und Gestaltung des Chaos durch die Mutter zu eigen zu machen und auszunutzen. Diese Lehren hatten ihren Preis, sollten später jedoch zur Rettung und Erlösung des Mädchens werden.

Sie war ein einsames und, so versteht sich, fröhliches Kind.

Für ihre Einsamkeit sorgte die Großmutter, sie wollte nicht, dass das Mädchen mit den »schmutzigen und gemeinen« Nachbarskindern spielte. Tatsächlich lag der soziale Status des Viertels nur eine Stufe über der eines gewöhnlichen Arbeiterquartiers, aber der wahre Grund war natürlich, dass beim Kontakt mit den anderen Kindern die heimliche Schwachstelle der Familie aufgedeckt und preisgegeben werden könnte. Die Großmutter wollte ihre kleine Enkelin, ihre Tochter und sich selbst vor der Verachtung und dem Hohn schützen, denen sie ihrer eigenen Überzeugung und Erfahrung nach ausgesetzt wären, wenn ihr soziales Stigma entdeckt und offen zur Schau gestellt würde.

Das Mädchen selbst fragte nie nach seinem Vater, und dessen Name und Existenz wurden auch nie erwähnt. Wenn sie überhaupt an ihn dachte, nach ihm suchte, dann in der Welt der Märchen und Mythen, in die ihn die Mutter verwiesen hatte. In einem Brief an eine Freundin beschrieb die Mutter die Umarmung, während der sie die Tochter empfangen hatte, wie Danaës Begegnung mit Zeus als Goldregen.

Man bittet wohl kaum darum, ein Foto von Zeus sehen zu dürfen.

Auch wenn sie mitunter von einem Leben fantasierte und träumte, in dem sie so war wie die anderen, eine der anderen, eine, die vom Himmel zur Hölle hüpfte und wieder zurück, eine, die Verstecken spielte und lachen konnte, anstatt sich zu fürchten, wenn sie gefunden wurde, zog sie es ganz insgeheim vor, von alledem Abstand zu nehmen, um auf ihrem Platz zu warten wie ein treuer Wachposten oder der standhaftie Zinnsoldat.

Um keinen Preis wollte sie eine der leuchtenden Gelegenheiten verpassen, wenn die Mutter sich offenbarte, in ihr Leben vordrang. Im Zauberkreis der Mutter wurden die Welt und das Kind wirklich und lebendig. Das Wort wurde Fleisch in den von der Mutter erzählten Märchen, in den Versen, die sie manchmal zusammen dichteten, selbst in den Auszügen aus dem nächsten Roman der Mutter, die sie der Vier- oder Fünfjährigen vorlas. Das Kind öffnete sich, wurde überströmt, erfüllt und berauscht vom Geschmack und Duft, von der Farbe und Form der Worte. Und im späteren Leben des Mädchens wurde seine Erfahrung bestätigt, dass man von den Worten der Dichtung buchstäblich leben und sich ernähren kann.

**3** Der Boden war noch immer gefroren, und es war bitterkalt, wenn sich morgens die Kommandorufe in den fiebrigen Hungerschlaf des Mädchens bohrten. »Los, los, raus, schneller!« Stöhnend erhob sie sich von ihrem Lager, setzte vorsichtig den Fuß auf den Rand der unteren Pritsche und spürte den stechenden Schmerz in ihren frostklammen Fußsohlen. Sie kratzte an den Läuse- und Flohbissen unter ihren Lum-

pen, die man nie auszog; weil es so kalt war, aber auch, weil nichts zu zerrissen oder schmutzig war, um gestohlen zu werden. Dann schlüpfte sie in die Überreste ihrer Schuhe, die ihr nachts als Kissen dienten, und tastete sich halbblind vor zur Barackentür.

Das heißtt, sie glaubte, dies alles zu tun, sie spürte den Schmerz in den Füßen und die Bisse des Ungeziefers, sie hörte die Kommandos. Sie sah und registrierte ihre eigenen Bewegungen, langsam und gedeckt wie in Zeitlupe. Sie spürte die ungeheure Schwere in jedem Körperteil und erlebte, was es wirklich bedeutete, keinen Finger rühren zu wollen, zu können. In Wirklichkeit blieb sie meistens auf der Pritsche liegen, bis eine barmherzige Mitgefangene sie hinausscheuchte auf den Appellplatz zum Zählen. In dem eigenen Moment, als sie endgültig erwachte, nahm die Panik sie in den Würgegriff, sie würde es nicht rechtzeitig nach draußen schaffen, wo sind die Schuhe, schnell, schnell. Das Mädchen wusste, dass ihm die Gefangene, die sich die Mühe gemacht hatte, sie zu wecken, vermutlich das Leben gerettet hatte, aber es war ein Leben, das ihr zu diesem Zeitpunkt nicht mehr viel wert war, und sie trug es auf dieselbe unausweichliche Weise wie ihre lausigen Lumpen.